

Carolin Duttlinger / Ben Morgan / Anthony Phelan (Hg.)

Walter Benjamins anthropologisches Denken

(c) Rombach Verlag

ROMBACH WISSENSCHAFTEN · REIHE LITTERAE

herausgegeben von Gerhard Neumann, Günter Schnitzler
und Maximilian Bergengruen

Band 115

(c) Rombach Verlag

Carolin Duttlinger / Ben Morgan / Anthony Phelan (Hg.)

Walter Benjamins anthropologisches Denken

(c) Rombach Verlag

»Schöpferische Innervation der Hand«
Zur Gestensprache in Benjamins *Problemen der Sprachsoziologie*

Kinderspiel und Kindersprache sind bei Benjamin geprägt durch ein mimetisches Vermögen: »Das Kinderspiel ist überall durchzogen von mimetischen Verhaltensweisen« (GS II, 210). »Beizeiten lernte ich es, in die Worte [...] mich zu mummen. Die Gabe, Ähnlichkeiten zu erkennen, ist ja nichts als ein schwaches Überbleibsel des alten Zwangs, ähnlich zu werden und sich zu verhalten. Den übten Worte auf mich aus« (GS VII, 417). Dieses Merkmal ist in der Forschung bekannt und oft diskutiert worden.¹ Weitaus weniger Beachtung hat aber ein anderer Aspekt erfahren, den ich für zentral und letztlich unabdingbar für ein Verständnis des Benjamin'schen Konzepts einer »unsinnlichen Ähnlichkeit« von Sprache halte, wie es in *Lehre vom Ähnlichen* und *Über das mimetische Vermögen* formuliert wird (GS II.1, 208 u. 212). Benjamin schreibt im *Programm eines proletarischen Kindertheaters*:

Der Beobachtung [des kindlichen Lebens] [...] wird jede kindliche Aktion und Geste zum Signal. Nicht so sehr, wie den Psychologen beliebt, Signal des Unbewußten [...] sondern Signal aus einer Welt, in welcher das Kind lebt und befiehlt. [...] das Kind lebt in seiner Welt als Diktator. Daher ist eine ›Lehre von den Signalen‹ keine Redensart. Fast jede kindliche Geste ist Befehl und Signal in einer Umwelt, in welche nur selten geniale Menschen einen Blick eröffnet haben. (GS II, 766)

Diese Stelle ist kein Einzelfall. Auch in der Rezension der *Grünenden Anfangsgründe* lobt Benjamin, daß die Verfasserin »die Kommandogewalt, die für das kindliche Spiel entscheidend ist«, ausreichend zur Geltung bringe (GS III, 312). Mit der Rede von Signalen, Befehlen und Kommandos scheint eine ganz andere Sprache aufgerufen zu sein als die der unsinnlichen Ähnlichkei-

¹ Vgl. etwa die folgenden Monographien zur *Berliner Kindheit*: Davide Giuriato, *Mikrographien. Zu einer Poetologie des Schreibens in Walter Benjamins Kindheitserinnerungen (1932–1939)*, München 2006; Anja Lemke, *Gedächtnisräume des Selbst. Walter Benjamins »Berliner Kindheit um neunzehnhundert«*, Würzburg 2008; Marianne Muthesius, *Mythos Sprache Erinnerung. Untersuchungen zu Walter Benjamins »Berliner Kindheit um neunzehnhundert«*, Basel/Frankfurt 1996; Anna Stüssi, *Erinnerungen an die Zukunft: Walter Benjamins »Berliner Kindheit um Neunzehnhundert«*, Göttingen 1977.

ten und des mimetischen Vermögens.² Hier scheint es vor allem um Deixis zu gehen, d.h. um ein demonstratives, die Situation definierendes bzw. allererst konstituierendes Zeigen, nicht um mimetische Bezugnahme auf einen Gegenstand oder mimetischen Ausdruck eines Sprechers, wie sie die sprachtheoretischen Schriften Benjamins prägen.

Meine These ist, daß die scheinbar gegensätzlichen Vorstellungen von einer mimetischen und einer deiktischen Sprache im Konzept einer Gestensprache zusammenfinden, die ein Herzstück von Benjamins später Sprachtheorie ausmacht.³ Benjamin entwickelt dieses Konzept unter anderem an der Figur des Kindes. Dies jedoch nicht, weil es nur dort seine Gültigkeit hätte, sondern weil Benjamin in der individuellen Kindheit die Frühstadien der menschlichen und damit auch der sprachlichen Entwicklung wieder findet.⁴ Im Zentrum meiner Überlegungen werden jedoch nicht Benjamins Texte über das Kind und auch nicht die Brecht- oder Kafka-Texte Benjamins stehen, die in der Regel für seine Gestentheorie herangezogen werden.⁵ Sondern ich bezie-

² Ich schließe hier an eigene Vorüberlegungen aus zwei Aufsätzen zur Figur des Kindes bei Walter Benjamin an: Nicola Gess, Walter Benjamin und »die Primitiven«. Reflexionen im Umkreis der »Berliner Kindheit«, in: Heinz Ludwig Arnold/Thomas Wegmann (Hg.), Walter Benjamin, München 2009 (Text + Kritik 31/32), S. 31–44, hier S. 40; Nicola Gess, Gaining Sovereignty. On the Figure of the Child in Walter Benjamin's Writing, in: MLN 125.3, April 2010, S. 682–709.

³ Dies halte ich für wesentlicher als das Schwingen zwischen dem Mimetischen und dem Semiotischen, als das Carrie Asman (Die Rückbindung des Zeichens an den Körper. Benjamins Begriff der Geste in der Vermittlung von Brecht und Kafka, in: Marc Silberman (Hg.), The Other Brecht II. The Brecht-Yearbook, Vol. 18, Madison 1993, S. 105–119, hier S. 107 u. 115) die Geste bei Benjamin bestimmt und das meiner Ansicht nach nicht nur die Gestensprache, sondern alle Sprache bei Benjamin betrifft (vgl. dazu den bekannten Passus aus *Über das mimetische Vermögen*, den auch Asman zitiert).

⁴ Benjamin folgt hier, wie so viele seiner Zeitgenossen, der Denkfigur des »biogenetischen Grundgesetzes« Ernst Haeckels, das eine Wiederholung der Phylo- in der Ontogenese annimmt. Benjamin weicht jedoch insofern von diesem Modell ab, als er entscheidende Differenzen zwischen dem Welt- und Sprachverhältnis der frühen Menschen und denen des Kindes ausmacht. Vgl. dazu im Detail: Gess, Gaining Sovereignty, S. 690–705.

⁵ Das hier Diskutierte ermöglicht natürlich auch eine neue Perspektive auf Benjamins Texte zum epischen Theater, weil es sich auch bei den Passagen über den kindlichen Diktator um eine Theatertheorie handelt. Denn das Kind erscheint im *Programm eines proletarischen Kindertheaters* als Regisseur. Dem kann an dieser Stelle jedoch nicht näher nachgegangen werden. Zur Gestentheorie in den Kafka- und Brecht-Texten Benjamins vgl.: Asman, Die Rückbindung; Werner Hamacher, Die Geste im Namen. Benjamin und Kafka, in: ders., Entferntes Verstehen. Studien zu Philosophie und Literatur von Kant bis Celan, Frankfurt a.M. 1998, S. 280–323; Samuel Weber, Citability – of Gesture, in: ders., Benjamin's -abilities, Harvard 2008, S. 95–114; Samuel Weber, Violence and Gesture. Agamben Reading Benjamin Reading Kafka Reading Cervantes, in: ders., Benjamin's -abilities, S. 195–210; Rainer Nägele, Von der Ästhetik zur Poetik. Brecht, Benjamin und die Poetik der Zäsur, in: ders., Lesarten der Moderne. Essays, Eggingen 1998, S. 98–122; Nikolaus Müller-Schöll, Nachahmbarkeit. Zur Theorie des Gestischen als eines Theaters der Spur, in: ders., Das Theater des »konstruktiven Defaitismus«. Lektüren zur Theorie eines Theaters der A-

he mich auf einen Text, der von der Forschung bislang vergleichsweise wenig zur Kenntnis genommen worden ist, obwohl Benjamin ihn als nachträglichen Vorlauf der *Lehre vom Ähnlichen* und *Über das mimetische Vermögen* bezeichnet hat (GB V, 237): die *Probleme der Sprachsoziologie*.⁶ Sie sind mehr als eine bloße Auftragsarbeit für das Institut für Sozialforschung und Rezension, wie der Untertitel »ein Sammelreferat« glauben macht. Denn sie stellen eine Auseinandersetzung Benjamins mit der eigenen Sprachphilosophie dar und sind insofern in den Korpus der sprachtheoretischen Texte zu integrieren. Anders als diese erlauben sie jedoch eine differenziertere Einordnung der Überlegungen Benjamins in einen sprachanthropologischen Diskurskontext.⁷ Anhand eines detaillierten Vergleichs der *Probleme der Sprachsoziologie* mit ihren Referenztexten läßt sich eine Gestentheorie Benjamins herausarbeiten, die das in der Forschung gängige Verständnis erweitert und an einigen Stellen sogar korrigiert. Es handelt sich um die dialektische Konzeption einer rezeptiv-produktiven Gestensprache, die auf dem im *Programm eines proletarischen Kindertheaters* entwickelten Modell einer »schöpferischen Innervation der Hand« (II, 766) basiert und in der Mimesis und Deixis miteinander vermittelt werden.

1. Abbildlichkeit und Sprachmagie

Benjamin kreist in seinem Sammelreferat um die »Frage nach dem Ursprung der Sprache« (GS III, 453). Dabei beschäftigt er sich zunächst vor allem mit »[s]timulierende[n] [...] Varianten der onomatopoetischen Theorie«, die er dem französischen Ethnologen Lucien Lévy-Bruhl und im Anschluß auch dem Philosophen Ernst Cassirer zuschreibt, den er von Lévy-Bruhl beeinflusst sieht (GS III, 456). Die Varianz liegt für Benjamin im Verständnis der Lautmalerei als »beschreibender Stimmgebärde« (GS III, 456). Entsprechend verweist Benjamin auf Lévy-Bruhls Rede vom »zeichnerischen Habitus« (GS III, 455) der Sprache, und einige Seiten weiter betont er ausdrücklich,

Identität bei Walter Benjamin, Bertolt Brecht und Heiner Müller, Frankfurt a.M./Basel 2002, S. 139–174.

⁶ Die meines Wissens einzige eingehende Studie zu diesem Text stammt von Günter Karl Pressler, *Vom mimetischen Ursprung der Sprache. Walter Benjamins Sammelreferat »Probleme der Sprachsoziologie« im Kontext seiner Sprachtheorie*, Frankfurt a.M. 1992. Siehe außerdem Anja Lemkes Artikel, *Zur späteren Sprachphilosophie*, in: *Benjamin-Handbuch*, hg. von Burkhard Lindner, Stuttgart 2006, S. 643–653, der auch eine ausführliche Auseinandersetzung mit den Problemen der Sprachsoziologie enthält.

⁷ Benjamin weist selbst darauf hin, daß es nicht genügt, sich nur der Soziologie zuzuwenden, sondern daß man vielmehr auch die Kinderpsychologie, die Tierpsychologie, die Ethnologie und die Psychopathologie heranziehen müsse (GS III, 452), um der »Frage nach dem Ursprung der Sprache« (GS III, 453) nachzugehen.

daß für Lévy-Bruhl der Ursprung der Sprache in der »Sprache der Hand« liege (GS III, 461).⁸ In der Tat nimmt bei Lévy-Bruhl die Sprache nicht in der Lautmalerei ihren Anfang, sondern in Gebärden, die das Verhalten ihrer Objekte abbilden.⁹ Die mündliche Sprache folgt dann dem Vorbild der Gebärdensprache. Dabei geht es Lévy-Bruhl jedoch, anders als in Benjamins Referat vermittelt, nicht um Lautmalerei,¹⁰ sondern um eine so detailliert wie mögliche Beschreibung der Objekte, durch die sie gleichfalls abgebildet werden sollen: »Wenn so die mündliche Sprache die Stellungen, die Bewegungen, die Entfernungen, die Formen und die Umrisse bis ins letzte Detail schildert und zeichnet, so rührt dies daher, daß die Gebärdensprache genau diese Ausdrucksmittel anwendet.«¹¹ Das Ergebnis sind die auch von Benjamin zitierten »Bildbegriffe« (GS III, 456), die anstelle der Generalisierung auf das Besondere zugeschnitten sind und von denen es daher entsprechend unzählige geben muß. Wichtig ist nun, daß Benjamin schreibt, bei Lévy-Bruhl würde diese Abbildlichkeit der Sprache »das Verständnis für [ihre] magischen Qualitäten« (GS III, 456) ausmachen.¹² Hierbei handelt es sich um eine verkürzte Lektüre, weil bei Lévy-Bruhl die magischen Qualitäten der Sprache vielmehr vor allem daran gebunden sind, daß Sprache, wie alle Wahrnehmungen des sogenannten »Primitiven«, in einen »mystischen Komplex eingehüllt« ist. Daß sie dies ist, hat zwar auch mit ihrer Abbildlichkeit zu tun,¹³ jedoch ist nicht diese, sondern der in Initiationsriten etablierte und tradierte mystische Partizipationszusammenhang für alles Magische verantwortlich.

⁸ Vgl. auch die *Reflexionen zu Humboldt*, in denen Benjamin gegen Humboldts Ansicht, das Wort sei der »bedeutendste Teil der Sprache«, den Vorschlag macht, das »Wort auch mit dem Zeigefinger an der Hand der Sprache« zu vergleichen (GS VI, 26).

⁹ Vgl. Lucien Lévy-Bruhl, *Das Denken der Naturvölker*, übers. von Paul Friedländer, hg. und eingeleitet von Wilhelm Jerusalem, Wien/Leipzig 1926, S. 133–148.

¹⁰ Die von Benjamin zitierte Passage (vgl. Lévy-Bruhl, *Das Denken*, S. 139) dient bei Lévy-Bruhl eigentlich der Argumentation gegen die These der Onomatopoetik. Er will zeigen, daß selbst die lautliche Nachahmung eher »vokale Geste« ist, d.h. an dem Bestreben nach genauer Beschreibung, das seiner Ansicht nach die Gestensprache auszeichnet, orientiert bleibt.

¹¹ Lévy-Bruhl, *Das Denken*, S. 137.

¹² Ich spreche hier von Abbildlichkeit, um den Unterschied zur Bildlichkeit figurativer Sprache zu betonen, die bei Lévy-Bruhl nicht gemeint ist. Vgl. dazu auch: Nicola Gess, »So ist damit der Blitz zur Schlange geworden«. *Anthropologie und Metapherntheorie um 1900*, in: DVjs 83 (2009), H. 4, S. 643–666, hier S. 647–653.

¹³ Darauf deutet der Relativsatz in der auch von Benjamin zitierten Passage hin: »der verbale Ausdruck, der eine mündliche Zeichnung ist, hat daher auch [mystische Eigenschaften]« (Lévy-Bruhl, *Das Denken*, S. 150).

Sprachmagie spielt im Übrigen in Lévy-Bruhls Buch keine so zentrale Rolle wie Benjamins Referat vielleicht vermuten läßt.¹⁴

Noch deutlicher ist Benjamins tendenziöse Lektüre im Umgang mit Cassirer zu bemerken. Dessen Ausführungen über das mythische Denken und sein Verhältnis zur Sprache lassen sich nicht so einfach mit Lévy-Bruhl analogisieren wie Benjamin dies tut. Die Konkretion der Bildbegriffe bei Lévy-Bruhl entspricht eben nicht der »Konzentration und Zusammendrängung«, aus der bei Cassirer die mythischen Begriffe und die »primitiven Sprachbegriffe« hervorgehen (GS III, 456). Sondern Cassirer geht es hierbei um das Moment der »Urprädikation«, in dem sich das Heilige vom Profanen trennt und zugleich der mythische/sprachliche Begriff entsteht.¹⁵ Identifiziert wird dieser mit dem Objekt nicht aufgrund eines Abbildverhältnisses, wie die Analogie zu Lévy-Bruhl suggeriert – der Begriff geht bei Cassirer vielmehr auf einen spontanen Affektausdruck, und zwar im Laut und nicht in der Gebärde, zurück –, sondern er wird mit ihm identifiziert allein aufgrund der »Gewalt«, mit der ein einziger Inhalt das »Ganze des Bewußtseins« beherrscht und das Wort zur »Verschmelzung« mit ihm zwingt.¹⁶ Auf diesem Vorgang und nicht auf irgendeiner Form von Abbildlichkeit basiert bei Cassirer die magische Identität von Wort und Sache. Benjamins Referat deutet anderes an, wenn er die »Sprachmagie der Primitiven« für Cassirer in »Komplexen« wurzeln läßt, die durch den vorhergehenden Satz mit den »Bildbegriffen« Lévy-Bruhls in Verbindung gebracht werden.¹⁷

¹⁴ Im Kapitel über »Das Verhältnis der Geistesart der Primitiven zu ihren Sprachen« widmet sich lediglich der sechste und letzte Teil dieser Thematik (Lévy-Bruhl, *Das Denken*, S. 148–154).

¹⁵ Ernst Cassirer, *Sprache und Mythos. Ein Beitrag zum Problem der Götternamen*, in: ders., *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*, Darmstadt 1983, S. 71–158, hier S. 130.

¹⁶ Ebd., S. 123–124.

¹⁷ Im bei Benjamin anschließenden Cassirer-Zitat wird deutlich, daß damit der Begriff der »komplexen Auffassung« des deutschen Ethnologen Karl Theodor Preuß angesprochen ist (Karl Theodor Preuß, *Die geistige Kultur der Naturvölker*, Leipzig/Berlin 1914, hier z.B. S. 15), die für diesen durchaus eine Vorbedingung magischen Denkens darstellt (ebd., S. 9). Sein Begriff der »komplexen Auffassung« läßt sich jedoch weder mit den mystischen Komplexen Lévy-Bruhls, noch mit der Urprädikation Cassirers so ohne weiteres analogisieren, wie Benjamin dies tut, wenn er bei beiden in diesen Komplexen die »Sprachmagie der Primitiven« wurzeln läßt. Bei den mystischen Komplexen Lévy-Bruhls handelt es sich vielmehr um Partizipationszusammenhänge, bei der komplexen Auffassung Preuß' aber um ein noch gar nicht Geschiedenes. Hier deutet sich an, daß Benjamin Partizipation als Identität denkt (siehe dazu auch GS III, 460), obwohl sie von Lévy-Bruhl als immer schon vorgängige Teilhabe konzipiert ist. Cassirer wiederum greift Preuß' Konzept nur auf, um zu zeigen, daß das mythische Denken »den Prozeß der Abhebung und Sonderung« (Cassirer, *Sprache und Mythos*, S. 83) des Einzelnen aus dem Ganzen erst selbst vollziehen muß (und zwar im Vorgang der »Urprädikation«).

Aus Benjamins Umgang mit Lévy-Bruhls und Cassirers Schriften läßt sich mithin zweierlei ablesen: erstens eine übermäßige Betonung des Interesses beider Autoren am Verständnis der Sprachmagie;¹⁸ zweitens eine im Fall von Lévy-Bruhl schiefe, im Fall von Cassirer falsche Zurückführung der Sprachmagie auf eine Abbildlichkeit der Sprache.

2. Physio-Logik der Ausdrucksbewegung

In seiner Lektüre der verschiedenen Sprachanthropologen ist Benjamin besonders an der These einer ursprünglichen Gebärdensprache interessiert. Benjamin geht hier, wie bereits gesagt, von Lévy-Bruhl aus und verteidigt ihn in diesem Punkt gegen Kritiker unter Berufung auf die »einfachere und nüchternere Überlegung« des russischen Sprachforschers Nikolaus Marr, daß »der Urmensch, der keine artikulierte Lautsprache beherrschte, froh [war], wenn er irgendwie auf einen Gegenstand hinweisen oder ihn vorzeigen konnte, und dazu verfügte er über ein besonders diesem Behufe angepaßtes Werkzeug, über die Hand« (GS III, 461). Anders als von Benjamin nahe gelegt, geht Marr jedoch gar nicht davon aus, daß diese deiktische Hand-Sprache die Grundlage der Lautsprache war. Sondern das Rohmaterial der Lautsprache, nämlich natürliche tierische Laute, existiert bei ihm parallel zur Hand-Sprache, und die Voraussetzung zur Ausbildung der Lautsprache stellt schließlich der Werkzeuggebrauch dar, denn um ein ebensolches »durch besondere Kunst verfeinertes Werkzeug« handelt es sich für ihn auch bei der Lautsprache.¹⁹ Bei Benjamin wird diese Differenz verunklart, wenn nicht sogar eliminiert. So heißt es an späterer Stelle, daß der Werkzeuggebrauch bei Marr »die *Hand* für Aufgaben der Sprache freimacht« (GS III, 473; Hervorh. d. Verf.). Dabei geht es Marr gerade umgekehrt darum, daß nun der *Mund* die wesentlichen Aufgaben der Sprache übernehmen kann.²⁰

Auch in seiner Lektüre der Schriften des Entwicklungspsychologen und Sprachtheoretikers Karl Bühler ist Benjamin auffallend interessiert an der deiktischen Funktion von Sprache, die Bühler immer wieder mit der Geste

¹⁸ Auch in Cassirers Aufsatz stellt die Sprachmagie (vgl. Cassirer, Sprache und Mythos, S. 151–156) nur eine Konsequenz aus dem Ausgang von Sprache und Mythos aus der »Urprädikation« dar, die einer metaphorischen Logik folgt und der das eigentliche Interesse des Aufsatzes gilt.

¹⁹ Nikolaus Marr, Über die Entstehung der Sprache, in: Unter dem Banner des Marxismus I (1925), H. 3, S. 558–599, hier S. 593.

²⁰ Marr, Über die Entstehung, S. 592f.

des zeigenden Fingers vergleicht.²¹ Benjamin greift dabei genau solche Zitate aus thematisch anders gelagerten Kontexten heraus, die auf eine Entwicklung der Nenn- aus den Zeigwörtern der Sprache hinzuweisen scheinen. Er zitiert Böhlers Befund, daß »die to-Deixis Brugmanns... wirklich von Dentallauten übernommen wird« (GS III, 477),²² oder auch die folgende Passage:

Man kann sich im großen Entwicklungsgang der Menschensprache Einklassensysteme deiktischer Rufe als das erste vorstellen. Dann aber kam einmal das Bedürfnis, Abwesendes einzubeziehen, und das hieß, die Äußerung von der Situationsgebundenheit zu befreien... Die Enthebung einer sprachlichen Äußerung aus dem Zeigfeld der demonstratio ad oculos beginnt. (GS III, 470)²³

Tatsächlich vertritt Bühler, wie Benjamin zunächst ebenfalls zitiert, jedoch die genau entgegengesetzte Ansicht: »Zeigwörter und Nennwörter [sind] zwei scharf zu trennende Wortklassen [...], von denen man [...] nicht anzunehmen berechtigt ist, die eine sei aus der anderen entstanden.«²⁴ Bühler argumentiert hier gegen einen seiner Ansicht nach weit verbreiteten »Mythos vom deiktischen Quellpunkt der darstellenden Sprache«.²⁵ Benjamins tendenziöse Lektüre Marrs und Böhlers im Anschluß an Lévy-Bruhl weist darauf hin, daß er diesen Mythos ebenfalls unterschreiben möchte (und damit vom Gedanken eines Sprachursprungs in der nachahmenden Abbildlichkeit bereits abweicht): Nennen soll ursprünglich ein Zeigen sein.

Doch muß dieser Schluß modifiziert werden. Denn Benjamin will mit der These vom gestischen Ursprung von Sprache noch auf etwas anderes hinaus. Entsprechend begeistert zeigt er sich von den Thesen des Sprachwissenschaftlers Richard Paget: »Er faßt [Sprache] als eine Gestikulation der Sprachwerkzeuge« (GS III, 476). Bei Pagets Theorie handelt es sich weniger um eine »recht überraschende« Definition von Sprache (ebd.), wie Benjamin meint, sondern um einen zu dieser Zeit durchaus gängigen Versuch, die Lautsprache über die Herleitung aus Körper- und Mundgebärde zu motivieren.²⁶ Im Unterschied zu Forschern in der kratylischen Tradition, die die Beziehung zwischen Mundgebärde und Gegenstand als Nachahmung denken (wie z.B.

²¹ Karl Bühler, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion von Sprache [1934], Stuttgart 1965, S. 79ff.

²² Ebd., S. 219.

²³ Ebd., S. 379.

²⁴ Ebd., S. 86.

²⁵ Ebd., S. 86.

²⁶ Pethes weist z.B. schon auf Nietzsches Theorie des Anfangs des Bezeichnungsakts in der »Mundgebärde« hin, die er in *Menschliches, Allzumenschliches* entwickelt; vgl. Nicolas Pethes, Die Transgression der Codierung. Funktionen gestischen Schreibens (Artaud, Benjamin, Deleuze), in: Margreth Egidi u.a. (Hg.), *Gestik. Figuren des Körpers in Text und Bild*, Tübingen 2000, S. 299–314, hier S. 303.

der Entwicklungspsychologe Stern),²⁷ ist bei Paget an eine physiologisch motivierte Gebärdensprache des Mundes gedacht. Benjamin zitiert z.B. seine Annahme, daß aus dem »Gestus« des Einschlürfens von Flüssigkeit das Wort Suppe entstand, aus dem »Gestus« des unhörbaren Lächelns das »haha« hervorging (GS III, 477). In Anlehnung an Paget bezeichnet Benjamin diese Gesten als »Ausdrucksbewegungen« (GS III, 478). Das legt nahe, sie im Sinne Wilhelm Wundts als unwillkürliche Entladung einer inneren Spannung in eine Gebärde, die mit letzterer in einem physiologisch erklärbaren Zusammenhang steht, zu verstehen. Für Wundt geht es bei diesen Bewegungen zunächst einmal um Externalisierung eines Inneren und in diesem Sinne um Kundgabe.²⁸ Dabei kann es sich sowohl um die Kundgabe von Emotionen wie um die Kommunikation von Wünschen handeln, d.h. die Ausdrucksbewegungen können sowohl eine primär expressive wie eine primär appellierende Funktion annehmen.²⁹ Das kann man auch für Paget geltend machen: Der Gestus des Lächelns dient der Expression einer Emotion, der des Suppenschlürfens der Erfüllung eines Wunsches, insofern er zunächst handgreiflich auf den Gegenstand, später in Form eines Appells (Suppe!) auf den Hörer Einfluß ausübt. Zeichentheoretisch verstanden, handelt es sich bei beiden um indexikalische Zeichen, die mit dem Bezeichneten nicht über eine sinnlich wahrnehmbare Ähnlichkeit, sondern über eine hier physiologisch motivierte Kontiguität verbunden sind. Beide haben daher nicht einen nachbildenden, sondern einen hinweisenden Charakter.

Die von ihm in dieser Weise unterstützten Theorien eines gestischen Ursprungs von Sprache sind für Benjamin zum einen attraktiv, weil sie eine Alternative zum engen Mimesisbegriff der onomatopoetischen Theorien bedeuten: »Mit den Aufstellungen von Paget und Jousse tritt der überholten onomatopoetischen Theorie, die man als eine mimetische im engeren Sinne bezeichnen kann, eine mimetische in sehr viel weiterem Sinne entgegen« (ebd.). Durch die physiologische Korrespondenz von Gegenstand und Mundgebärde sowie zwischen Mundgebärde und Sprachlaut ist die lautliche Nachahmung umgangen, ohne deswegen in die Arbitrarität ausweichen zu müssen. Über die physiologisch motivierte Mundgeste und das heißt über ein indexikalisches Zeichenmodell gelingt es Benjamin daher, sein Konzept einer unsinnlichen Ähnlichkeit zwischen Gegenstand und Sprachlaut zu verifizieren, wie er es in *Lehre vom Ähnlichen* und *Über das mimetische Vermögen* entworfen hatte.

²⁷ Clara und William Stern, *Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung* [1907], Darmstadt 1965, S. 355ff.

²⁸ Wilhelm Wundt, *Völkerpsychologie. Erster Band: Die Sprache. Erster Teil*, Leipzig 1900, S. 31.

²⁹ Ebd., S. 52f.

Außerdem erlaubt ihm der Gedanke der Ausdrucksbewegung, die physiologisch motivierte Geste als Kundgabe zu denken. So kann er zugleich sein Konzept einer unsinnlichen Ähnlichkeit zwischen Sprecher und Sprachlaut stabilisieren, wie es am deutlichsten vielleicht in der Annäherung des Kindes an mißverständene und insofern von ihm allererst konstruierte Worte wird. Man denke etwa an das berühmte Mißverständnis von »Kupferstich« als »Kopfversteck« aus der *Berliner Kindheit*, das das Kind dazu anregt, den Kopf unter dem Stuhl hervor zu stecken. Zu erinnern wäre aber auch an die in der Handschrift archivierte Bilder des Unbewußten, über die Benjamin in *Über das mimetische Vermögen* spricht, oder auch an die »Art des Meinens« in *Die Aufgabe des Übersetzers*. In all diesen Fällen geht es darum, daß nicht das Bedeutete, sondern vielmehr der Sprecher oder der Schreiber selbst zur Sprache kommt.³⁰ Das Konzept der physiologisch motivierten Ausdrucksbewegung zeigt, wie sich das denken läßt.

Aus dem Dargelegten läßt sich für Benjamins gestische Sprachtheorie folgern: Da Sprache physiologisch motivierter, expressiver oder appellierender Hinweis auf einen Affekt oder Wunsch des Sprechers ist, ist zugleich auch der Bezug zwischen Sprache und dem Gegenstand des Affekts oder Wunsches motiviert.

3. Gestensprache als motivierte Setzung

Die am Schluß der Rezension als »vorgeschrittenste« (GS III, 478) gewürdigte Theorie Heinz Werners und auch die Benjamins *Lehre vom Ähnlichen* inspirierende und im Sammelreferat ebenfalls genannte Schrift Rudolf Leonhards nehmen eine andere Position ein, insofern sie sich nicht für das Sprechen des Subjekts, sondern des Objekts und zugleich für den Ausdruck der Sprache selbst interessieren. Dafür entwickeln sie eine für Benjamin wichtige Vorstellung von Sprache als motivierter Setzung. Werners *Sprachphysiognomik* geht, wie Benjamin in *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen*, von der Annahme aus, daß alles, was uns begegnet, einen »Ausdruck« hat, insofern es sich dem Menschen mitteilt. Auch Sprache als »objektive, besondere Gegenstandswelt« verfügt bei Werner über diese Ausdrucksdimension. So ist

³⁰ Vgl. dazu ausführlich Winfried Menninghaus, Walter Benjamins Theorie der Sprachmagie, Frankfurt a.M. 1995, z.B.: »Dennoch liegt die bedeutendere und wohl auch tragfähigere Seite von Benjamins Theorie der Mimesis in Sprache und Schrift in der Reflexion auf [...] größere Sprachgestalten [...], die weniger das Verhältnis von Sprache und Schrift zu ihrem jeweils ›Bedeuteten‹ [...] als zu den ›Namengebenden‹ selbst (den ›Sprechenden‹ oder ›Schreibenden‹) [...] betreffen« (ebd., S. 66).

sein Text von dem paradoxen Vorgehen geprägt, einerseits der Sprache ihren *eigenen* Ausdruckswert zuschreiben zu wollen, andererseits diesen Ausdruck immer wieder mit dem des bezeichneten Gegenstandes zusammenfallen zu lassen. Zum Beispiel erfaßt eine seiner Versuchspersonen den Ausdruck des Wortes »Holz« als »etwas Grobes, Rauhes, Ungeschlachtetes. Man bleibt daran hängen, wenn man mit den Augen darüber wegstreicht«. ³¹ Werner rechtfertigt sein Vorgehen, indem er einerseits betont, daß »jegliche Sprache in der Ausdruckssphäre zur Wirklichkeit eine Bildbeziehung besitzt«, sich aber gleichzeitig gegen die Annahme verwahrt, die Ausdruckssprache male die Dinge ab. ³² Der Ausdruck der Sprache, dem er auf der Spur ist, ist offenbar keine auf bloße Bezeichnungskonvention zurückgehende Zuschreibung an Sprache, aber auch kein Nachahmen des Gegenstandes. Werner begegnet beiden Thesen mit dem Verweis auf die »Idealität« von Sprache. ³³ Im Rückgriff auf den Kratylos-Dialog betont er das »Moment der Nachformung«, das der »Sprachschöpfer« vornehme. Weder greife er zu zufälligen Lauten, um die Dinge zu bezeichnen, noch gebe er eine akustische Kopie der Dinge. Sondern er wähle, wie schon Herder gemeint hatte, Laute, die durch seine besondere Perspektive auf die Dinge motiviert seien: »Denn dieses Lautmaterial, das der Sprachschöpfer formt, ist nicht ein Abdruck der Wirklichkeit, sondern ist ein Werkzeug, mit dem die Charaktere der Dinge bezeichnet, mit dem Wesensmomente an den Dingen herausgeholt werden.« ³⁴

Insofern wird Werner die Darstellungsfunktion von Sprache zu einem Bestandteil der Kundgabefunktion: Der Sprecher »will nicht die Dinge geben, sondern eine Kunde über die Dinge«, ³⁵ die zugleich eine Kunde von seiner Sicht der Dinge ist. Diese Sicht der Dinge ist allerdings keine arbiträre, sondern eine motivierte Setzung. Die Sprache sagt also nicht nur etwas über die Subjektivität des Sprechers aus, sondern vielmehr über die tatsächliche Beschaffenheit des Dings, seine »Wesensmomente«, wenn auch aus subjektiver Sicht. Daher ist mit »Ausdruck« hier auch nicht die übliche Kundgabefunktion der Sprache angesprochen, sondern diese hat sich in Richtung Darstellungsfunktion verschoben. Werners Interesse liegt nicht beim Sprecher und dessen Kundgabe seines Inneren, sondern die Sprache des Sprechers gibt ein tatsächliches »Seinsmoment« des Dings kund. ³⁶ Dieses »Seinsmoment« ist zwar, wie Werner betont, an seine sprachliche Existenz gebunden, entsteht gewissermaßen erst in seiner oder als seine sprachliche Konstruktion; doch

³¹ Heinz Werner, Grundfragen der Sprachphysiognomik, Leipzig 1932, S. 35.

³² Ebd., S. 12, vgl. auch S. 44.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd., S. 15.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd.

ist diese eben nicht als Erfindung, sondern als Entdeckung gedacht. Insofern ist das, was die Sprache kund tut, gleichzeitig ein genuin Sprachliches wie ein genuin dem Ding Zugehöriges. Im Zentrum von Werners Interesse steht der Gedanke, daß Sprache als »objektive, besondere Gegenstandswelt« nicht das Subjektive eines Sprechers, wohl aber sich selbst als Erkenntnisform und zugleich auch das Wesen des Dings ausspricht.³⁷

Auch Leonhard versucht das Rätsel der Ausdrucksdimension von Sprache zu lösen. Stärker noch als Werner abstrahiert er dabei von der Sprechsituation, will vielmehr die Sprache als »Phänomen sui generis mit eigener Existenz nach eigenen Gesetzen« untersuchen.³⁸ Dabei ist er an der Motivation des Wortes durch den Gegenstand oft gar nicht so sehr interessiert. Vielmehr faszinieren ihn die physiognomischen Assoziationen, die ein Wort auslöst – ob sie nun (wie meistens in seinen Beispielen) mit dem Bezeichneten zusammenstimmen oder nicht. Leonhard weist darum, stärker noch als Werner, auf die »konstituierende« Kraft des Wortes hin: »Das Wort konstituiert nicht nur sich selbst, sondern [...] die Vorstellung, die der Realität genau zugeordnete Vorstellung.«³⁹

Werners und Leonhards Theorien sind für Benjamin interessant, weil sie einen weiteren Aspekt, auf den er mit seiner Theorie eines gestischen Ursprungs der Sprache hinaus will, umkreisen. Es geht bei ihnen nicht um Abbildlichkeit, auch nicht um einen physiologischen Bezug zwischen Sprache und Ding. Sondern es geht um einen Ausdruck von Sprache als solcher, der zugleich Ausdruck des Wesens der Dinge ist. Diese Überlegungen laufen, wie die Tendenz bei Leonhard zeigt, letztlich auf eine Einsicht in Sprache als symbolische Form hinaus. Nur in und als Sprache werden die Dinge erkannt. Der Bezug zwischen Ding und Sprache ist also umgekehrt motiviert insofern, als die Sprache die Dinge allererst setzt.

Leonhard nennt die konstituierende Kraft der Sprache auch ihre Magie.⁴⁰ Das gilt auch für Bühler. Mit ihm läßt sich die setzende Sprache als magischer Appell an die Dingwelt verstehen, sich sprachkonform zu formieren. Bühler schreibt auf einer von Benjamin zitierten Seite: »Das Nennen der Dinge mit ihrem ›wahren‹ Namen wird in [der ›sogenannten magischen Denkweise‹] zu einem mächtigen (hilfreichen und gefährlichen) Appellmittel des Sprechers an die Dingwelt selbst.«⁴¹ Nennen und Appellieren fließen hier in Bezug auf

³⁷ Die Nähe zu den Überlegungen in Benjamins frühem Sprachaufsatz ist hier offensichtlich. Was bei Benjamin theologisch begründet wird, läuft bei Werner jedoch der Tendenz nach auf Erkenntnisoptimismus hinaus.

³⁸ Rudolf Leonhard, *Das Wort*, Berlin 1932, S. 5.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Bühler, *Sprachtheorie*, S. 219.

die Dingwelt zusammen. Eine solche Haltung nimmt Bühler auch vom Kind an: »in Fällen einer affektiven Hochspannung [...] verwandelt sich die Welt dem Kinde ungefähr so, wie sich die Theoretiker der magischen Geisteshaltung das vorstellen«. ⁴² Gleichzeitig verweist er aber auch auf eine andere, daneben existierende Haltung des Kindes:

die völlig magie-freie Experimentierhaltung des Kindes, kraft welcher der Neuling des Lebens Schritt für Schritt und nach Maßgabe sieghafter Erfolge im ›Umgang mit Material‹ [...] zum Lebenstechniker ausreift. Das Kind wechselt unbekümmert hinüber und herüber aus der einen in die andere Haltung und legt z.B. das Stückchen Holz, welches eben noch ein weinendes und beruhigtes Pflegekind ›war‹, im nächsten Augenblick in den Ofen. Und nie und nimmer das Pflegekind, sondern nichts als das kommune Holzstück verbrennt dann lustig vor seinen Augen. ⁴³

Beide Gedanken finden sich bei Benjamin wieder. Passagen zur Namensmagie des Kindes finden sich in der *Berliner Kindheit* an vielen Stellen, etwa im Mißverstehen von »Steglitz« als »Stieglitz«, durch das die Tante in einen Vogel verwandelt wird (GS VII, 399), oder von »Blumeshof« als »Blumeshof«, das die Großmutter im Innern einer riesigen Plüschblume mit krauser Hülle sitzen läßt (GS VII, 411), oder von »Gnädige Frau« als »Näh-Frau«, das die Mutter an die Nähmaschine bannt (GS VII, 425). Und der von Bühler beschriebenen Experimentierhaltung entspricht bei Benjamin zum Beispiel im *Programm eines proletarischen Kindertheaters* die »Improvisation: sie ist die Verfassung, aus der die Signale, die signalisierenden Gesten auftauchen« (GS II, 767). ⁴⁴ Doch stellt Benjamin im Unterschied zu Bühler die magische und die magie-freie Haltung nicht gegeneinander, sondern sieht sie über die Geste dialektisch vermittelt. Die Geste ist beides: Befreiung von Magie und Magie in einem. Darauf wird unten zurückzukommen sein.

Benjamin beschließt seine Rezension mit einem langen Zitat aus einer Untersuchung über die Aphasie. Deren Autor Kurt Goldstein positioniert sich gegen eine instrumentelle Auffassung von Sprache. Stattdessen sieht er in ihr eine »Manifestation, eine Offenbarung unseres innersten Wesens und des psychischen Bandes, das uns mit uns selbst und unseresgleichen verbindet« (GS III, 480). Mit diesem Schluß betont Benjamin noch einmal den relationalen Charakter der Setzung, insofern Sprecher und Sprechsituation wieder ins Zentrum rücken. Sprache ist hier nicht mehr als Setzung *von* etwas gedacht, sondern es geht um setzende Sprache *als* innerstem Wesen des Menschen und

⁴² Ebd.

⁴³ Ebd., S. 219f.

⁴⁴ Vgl. außerdem die bekannten Passagen, in denen das Kind von Benjamin als Bastler beschrieben wird, etwa in GS IV, 93, III, 16, II.2, 767 und III, 115f.

der Gemeinschaft der Menschen. In *Lehre vom Ähnlichen* und *Über das mimetische Vermögen* entspricht diesem Befund, daß Benjamin zwar Hinweise gibt, wem oder was die Sprache ähnlich sein könnte. Er unternimmt aber im Unterschied zu Werner oder Leonhard so gut wie keine Versuche, diese Hinweise zu konkretisieren. Zum Beispiel hat er kein Interesse daran, Handschriften zu deuten. Das gilt auch für andere Texte, in denen er sich über Graphologie äußert. Niemals geht es ihm darum, die in den Handschriften erblickten Bilder zu deuten (GS III, 137 u. VI, 185), sondern allein darum, sie zu sehen. So liegt auch in der *Lehre vom Ähnlichen* und in *Über das mimetische Vermögen* die Betonung mehr auf dem *Daß* der unsinnlichen Ähnlichkeit als dem *Was*. Die Bilder sind nicht primär Bilder von etwas anderem, sondern weisen auf ihr Bildsein selbst hin. In diesem Sinne hat Giorgio Agamben die Geste als »Mitteilung einer Mittelbarkeit« bezeichnet: »Sie sagt nicht eigentlich etwas, sondern zeigt das In-der-Sprache-Sein des Menschen als reine Mittelbarkeit.« Er macht deutlich, daß dieser Gedanke bei Benjamin im Zusammenhang mit dem »Ausdruckslosen« (was eine Absetzung von der Begrifflichkeit Werners impliziert) und damit auch mit dem Vorgang des »Zeigens« steht. Denn es geht um kein auszudrückendes *Was*, sondern um das Sagen als solches: »Was in jedem Ausdruck ohne Ausdruck bleibt, ist Geste. Daß in diesem Sinne die Geste wesentlich ein ›Zeigen‹ ist, [...] ist möglich.«⁴⁵ Bei der Unterscheidung von Sprache als Setzung *von* etwas und setzender Sprache *als* innerstem Wesen des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft ist außerdem die frühe Unterscheidung Benjamins zwischen Ausdruck durch und in Sprache mitzudenken. Nicht mithilfe der Sprache, sondern in der setzenden Sprache selbst kommen das Wesen des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft zur Sprache, insofern dieses Wesen die setzende Sprache selbst ist. Und zwar *nicht*, weil diese Sprache wie in Benjamins frühem Sprachaufsatz auf Gott zurückzuführen ist, sondern weil – wie Benjamins Anschluß an Marr zeigt – die setzende Sprache das vom Menschen geschaffene Werkzeug zur Erschließung seiner historisch und soziologisch bestimmten Welt ist.

⁴⁵ Vgl. Giorgio Agamben, *Noten zur Geste*, in: Jutta Georg-Lauer, *Postmoderne und Politik*, Tübingen 1992, S. 97–107, hier S. 103 u. 105f. Auch Hamacher interpretiert die Geste Benjamins auf diese Weise und weist dabei vor allem auf die dadurch konstituierte Zäsur hin: »Die Entscheidung, reine Zäsur in der Sprache der Prädikationen, Freilegung dessen, was bloß sagt, ohne Etwas zu sagen, liegt in dem, was Benjamin Geste nennt« (Hamacher, *Die Geste im Namen*, S. 318).

4. Schöpferische Innervation der Hand

Diskutiert man die für Benjamin zentrale Frage nach der Motiviertheit von Sprache, stehen sich die physiologische Perspektive und die Setzungstheorie in der Tendenz konträr gegenüber. Die eine geht von einer physiologisch motivierten Verbindung zwischen der Sprache und ihren Objekten in der indexikalischen Ausdrucksbewegung aus. Die andere hingegen behauptet, daß die Verbindung zwischen der Sprache und ihren Objekten gesetzt bzw. das Objekt durch die setzende Sprache allererst konturiert wird.⁴⁶ Ich möchte zum Schluß nun zu einem Modell Benjamins kommen, in dem diese beiden Perspektiven miteinander vermittelt werden und das mir deshalb für ein Verständnis seiner Sprachtheorie entscheidend zu sein scheint.

Auf den letzten Seiten der *Probleme der Sprachsoziologie* zitiert Benjamin Mallarmé, der eine Tänzerin eine »Metapher« nennt, die »aus den elementaren Formen unseres Daseins einen Aspekt zum Ausdruck bringen kann: Schwert, Becher, Blume oder andere« (GS III, 478). Der Tanz ist hier nicht Ausdrucksbewegung im Sinne einer Affekt- oder Wunschkundgabe sondern im Sinne des »Ausdrucks« eines Externen. Wie ist das zu verstehen? Eine Passage aus dem *Proletarischen Kindertheater* – dem ersten Text, in dem Benjamin eine Gestentheorie entwirft – hilft hier weiter. Benjamin betont dort, die gestischen Signale des Kindes seien »zur Exekutive an den Stoffen zu bringen«. In diesem Zusammenhang beschreibt er die Geste auch als ein »Sehen mit der Hand« und versteht diesen Vorgang physiologisch: Hier wird »die aufnehmende Innervation der Sehmuskeln in die schöpferische Innervation der Hand überführt. Schöpferische Innervation in exaktem Zusammenhang mit der rezeptiven ist jede kindliche Geste« (GS II, 766).⁴⁷ Mit der »Innervation« greift Benjamin einen physiologischen Fachbegriff auf, mit dem zum einen die Nervenversorgung eines Organs, zum anderen der Prozeß bezeichnet ist, in dem Reize auf die Organe übertragen werden. Entsprechend schreibt etwa Freud in der *Traumdeutung*, daß

⁴⁶ Beide allerdings deuten auch, wie oben dargestellt, schon die jeweils andere Perspektive an: durch den »Ausdruck« des Sprechers in der »Ausdrucksbewegung« einerseits und durch die Motiviertheit der Setzung andererseits.

⁴⁷ Benjamin greift hier einen Gedanken des Kunsthistorikers Konrad Fiedler auf – eine Spur, der weiter nachzugehen wäre. Auch im Zusammenhang des *Kafka*-Essays versteht Benjamin die Gebärde als »körperliche Innervation« oder sogar »Reflex« (GS II.3, 1261). Allerdings nicht in Reaktion auf einen beliebigen Gegenstand, sondern auf einen drohenden »Alb«, gegen den es mithilfe der Innervationen in den Kampf zu treten gilt. Dabei zeichnet die Gebärde eine »Zweideutigkeit vor der Entscheidung« aus: Sie kann entweder »Reflex der Befreiung« oder aber »der Unterwerfung« unter den Alb sein (ebd.). Siehe dazu die Diskussion zur Frage der Magie weiter unten.

all unsere psychische Tätigkeit [...] von (inneren oder äußeren) Reizen aus[geht] und [...] in Innervationen [endet]. Somit schreiben wir dem [seelischen] Apparat ein sensibles und ein motorisches Ende zu; an dem sensiblen Ende befindet sich ein System, welches die Wahrnehmungen empfängt, am motorischen Ende ein anderes, welches die Schleusen der Motilität eröffnet.⁴⁸

Zugleich trifft Benjamin die zentrale Unterscheidung einer »aufnehmenden« und einer »schöpferischen« Innervation. Darin lässt sich sowohl der Gedanke der Entwicklung des mimetischen Vermögens vom Blick zur Körpergebärde und schließlich zur Lippengeste wiederfinden, den Benjamin in einem Entwurf zum mimetischen Vermögen formuliert (GS II, 958) und der sich vor diesem Hintergrund als Entwicklung von Aufnehmen zu Schöpfen, von Rezeption zu Produktion verstehen lässt. Wichtiger noch ist aber die Korrektur, die dieses Zitat für die landläufige Vorstellung von Signalen bedeutet. Das gestische Signal tritt nicht von außen an seine Objekte heran, ist also weder arbiträr noch bloßes Instrument des Subjekts, sondern entwickelt sich gleichsam aus ihnen; es ist ein Aufnehmen, Nachbilden und Umformen in einem. Genau das gleiche trifft auch auf die Tänzerin zu. Wie die kindliche Geste ist auch ihr Tanz als Übertragung einer visuellen Wahrnehmung in die Körpergebärde zu verstehen. Daß der Tanz die Objekte zum Ausdruck bringt, basiert also erstens auf der Physio-Logik der Innervation wie zweitens auf der Übertragung des Nervenreizes vom einen auf das andere Organ. In der Übertragung wird die Innervation schöpferisch, d.h. sie ist jetzt mindestens ebenso stark durch das rezipierte Objekt wie durch das schöpferische Subjekt motiviert. Aus dieser Perspektive erscheint der Tanz daher nicht als bloßer Hinweis auf, sondern vielmehr als Produzent des zu setzenden Objekts und zugleich als Ausdruck der schöpferischen Innervation des Subjekts, das sich in diesem Vorgang konstituiert.⁴⁹ So werden hier indexikalische Mimesis und

⁴⁸ Sigmund Freud, *Die Traumdeutung* (1900), Bd. II der Studienausgabe, Frankfurt a.M. 2000, S. 513–514. Siehe zu Benjamins Verwendung des Begriffs der Innervation auch Miriam Hansen, *Benjamin and Cinema. Not a One-Way Street*, in: Gerhardt Richter (Hg.), *Benjamin's Ghosts. Interventions in Contemporary Literary and Cultural Theory*, Stanford 2002, S. 41–74. Sie geht ausführlicher auf Freud ein und betont, daß Benjamin Innervation als »two-way process« sieht, »that is, not only a conversion of mental, affective energy into somatic, motoric form but also the possibility of reconverting, and recovering, split-off psychic energy through motoric stimulation« (ebd., S. 50). Hansen geht es in dem Aufsatz vornehmlich um eine neue Lesart der Haltung Benjamins zu neuen Kommunikationstechnologien, wie vor allem dem Kino.

⁴⁹ Agamben geht an keiner Stelle auf Benjamins Passagen zum Tanz ein. Er äußert jedoch eigene Gedanken zum Tanz und verbindet ihn dabei ganz mit dem oben zuletzt genannten Aspekt: »Wenn der Tanz Geste ist, so deshalb, weil er nichts anderes ist als die Austragung und Vorführung des medialen Charakters der körperlichen Bewegung. Die Geste ist die Darbietung einer Mittelbarkeit, das Sichtbar-Werden des Mittels als eines solchen« (Agamben, *Noten zur Geste*, S. 103). Zur Unterstützung führt Agamben ebenfalls Äußerungen

setzende Deixis in einer tänzerischen Gebärdensprache miteinander vermittelt.⁵⁰

In Aufzeichnungen zur *Lehre vom Ähnlichen*, die deren gestischen Subtext einmal mehr offenlegen, wird deutlich, daß das Modell der »schöpferischen Innervation der Hand« bei Benjamin mit der paradoxen Vorstellung einer gleichzeitigen Liquidierung und Etablierung von Magie einher geht. Zum einen schreibt Benjamin hier, daß die oben bereits angesprochene Verlagerung des mimetischen Vermögens vom Auge über den Leib bis zur Lippe die »Überwindung des Mythos« und das heißt auch die Überwindung des magischen Zwangs impliziere. Offensichtlich wird hier die dialektische Wendung des mimetischen Vermögens von einem zwanghaften zu einem souveränen, etwa als List eingesetzten Verhalten in Zusammenhang gebracht mit einer Transformation von der Bannung durch das Objekt zur Bestimmung des Objekts, d.h. vom Angeblickt-Werden zur Körper- und Lippengebärde zur Lautsprache.⁵¹ Zum anderen formuliert Benjamin an dieser Stelle jedoch die These, daß die »mimetische Verhaltensweise« des Tänzers in einem dialektischen Verhältnis zur »dynamischen Seite« des Tanzes, nämlich der magischen »Energieübertragung« an seine jeweiligen Objekte stehe (GS II, 957). Benjamin geht es hier abermals um eine Formung der Dingwelt (durch die magische Energieübertragung), die in den Tanz-Gebärden, die zugleich Mimesis an die Dingwelt sind, vor sich geht. Anders als in der vorherigen Passage steht hier die Magie jedoch nicht auf der Seite des überwundenen Zwangs zur Ähnlichkeit, sondern auf der der schöpferischen Produktion. Der gleiche Befund läßt sich auch in den Texten zum mimetischen Vermögen feststellen. In *Über das mimetische Vermögen* schreibt Benjamin einerseits, daß mit dem Übergang des mimetischen Vermögens auf die Sprache die Magie »liquidiert« worden sei – das entspricht Bühlers magie-freier Haltung. In der *Lehre vom Ähnlichen* bezeichnet er jedoch ausgerechnet das Mimetische der Sprache als ihre »magische Seite« und das Lesen dieser Seite der Sprache als ein »magisches«. Offensichtlich sind hier also zwei unterschiedliche Magie-

Mallarmés an, die sich von der bei Benjamin zitierten spezifisch unterscheiden, wie z.B. »Der Körper bemächtigt sich immer wieder seiner selbst: sein Tanz ist die Analyse, die Aufreihung all der Bewegungsneigungen, die er in sich selber entdeckt« (ebd., S. 107). Der »Ausdruck« eines Externen fehlt hier ganz; im Zentrum steht ein selbstreferentielles Zeigen. Die oben von mir vorgeschlagene Interpretation verschränkt beide Perspektiven.

⁵⁰ Hier widerspreche ich der Deutung von Jürgen Habermas, der Benjamins Tanzbeispiel allein Mimesis und Expression verpflichtet sieht (vgl. Jürgen Habermas, *Bewußtmachende oder rettende Kritik – die Aktualität Walter Benjamins*, in: Siegfried Unseld (Hg.), *Zur Aktualität Walter Benjamins*, Frankfurt a.M. 1972, S. 175–223, hier S. 203). Habermas übersieht völlig die deiktische Perspektive in Benjamins Sprachtheorie. Darauf hat auch schon Anja Lemke hingewiesen (Lemke, *Zur späteren Sprachphilosophie*, S. 652).

⁵¹ Das habe ich ausgeführt in Gess, *Gaining Sovereignty*, S. 697–708.

begriffe im Spiel oder ist vielmehr eine dialektische Wendung von Magie zu beobachten.⁵² Magie ist überwunden, insofern der Mensch nicht mehr in einen Zwangszusammenhang der Ähnlichkeit eingebunden ist, sondern aus der Rezeption zur Produktion, von der Anänelung zur ähnlichen Neuschöpfung kommt, in der er eine flüchtige Souveränität erlangt.⁵³ Magisch ist die Geste andererseits noch immer, insofern sie sowohl durch das Objekt wie durch das Subjekt physiologisch motiviert ist und vor allem über die Kraft der symbolischen Formung verfügt.

Mit dem Mallarmé-Zitat ließe sich das Modell der »schöpferischen Innervation der Hand« zeichentheoretisch auch als eine interaktionistische »Metapher« fassen, die sowohl das Aufgenommene zum Ausdruck bringt wie es in diesem Vorgang zugleich verwandelt und zum Material der eigenen Neuproduktion macht.⁵⁴ Damit ist zugleich ein Mittelgrund zwischen den widerstreitenden Interpretationen der Benjamin'schen Gestentheorie angedeutet, d.h. denjenigen Interpretationen, die die Geste als reine Setzung und insofern als dem allegorischen Sprachmodell verpflichtet verstehen⁵⁵ und denjenigen, die in der Geste auf Reste einer unmittelbaren oder mindestens motivierten Sprache hoffen und die insofern dem symbolischen Sprachmodell verpflichtet sind.⁵⁶ Das physiologische Modell der Ausdrucksbewegung und die Vorstellung von Sprache als Setzung finden hier in einer Vorstellung von Sprache als Metapher, d.h. als Übertragung zusammen, die mit dem im frühen Sprach-

⁵² Vgl. Menninghaus, Sprachmagie, S. 75–77.

⁵³ Vgl. zum Konzept dieser Souveränität: Gess, *Gaining Sovereignty*.

⁵⁴ Die indexikalische Physio-Logik ist dagegen eher der Metonymie verbunden. Hier fehlt der Übertragungsvorgang, der das schöpferische Moment in der »Innervation der Hand« ausmacht und die Mallarmésche Rede von der Metapher bei Benjamin rechtfertigt.

⁵⁵ Pethes bringt die Geste in Verbindung mit der allegorischen Emblematik: »Das wesentliche an der Geste ist, daß ihre Bedeutung flottiert, und das aufgrund einer Technik, der wir unten als allegorische Emblematik begegnen werden: Die Geste ist ein Material, das Sinn nur annimmt, wenn es [...] beschriftet wird. Dieser Aufschub des Sinns macht die körperliche Gebärde in Kafkas Texten zum autoreferentiellen Modell seiner Darstellungsweise im übertragenen Sinn von ›Geste‹: ›Gestische Texte‹ sind solche, die den inszenatorischen Charakter ihrer Sinnangebote offenlegen« (Nicolas Pethes, *Mnemographie. Poetiken der Erinnerung und Destruktion nach Walter Benjamin*, Tübingen 1999, S. 119). Auch Nägele sieht die Geste strukturiert wie ein Emblem, liest sie vor allem als Zäsur und als Zerstückelung der körperlichen Ganzheit (vgl. Nägele, *Von der Ästhetik zur Poetik*, S. 110–120).

⁵⁶ Das betrifft z.B. Habermas' Lesart der Geste als unmittelbare Expression (Habermas, *Bewußtmachende oder rettende Kritik*, S. 203). Aber auch die dekonstruktiven Lektüren Agambens und Hamachers, die die Geste als Zeigen des Zeigens verstehen, ließen sich hier einordnen. Denn immerhin gehen sie davon aus, mit der Geste dem Übel der Differenz von Zeichen und Bezeichnetem entkommen zu sein, insofern das Zeichen hier immer nur auf sich selbst bzw. auf seine Zeichenhaftigkeit verweist.

aufsatz etablierten Modell der Übersetzung resoniert:⁵⁷ »Für Empfängnis und Spontaneität zugleich, wie sie sich in dieser Einzigartigkeit der Bindung nur im sprachlichen Bereich findet, hat aber die Sprache ihr eigenes Wort [...] [:] Übersetzung« (GS II.1, 150).⁵⁸ Die Annäherung an Sprache, wie sie in den anfänglich zitierten Beispielen zum Umgang des Kindes mit Sprache zu beobachten ist, und die appellierenden Signale des kindlichen Diktators werden so lesbar als zwei Seiten derselben Gestensprache, in der Rezeption und Produktion dialektisch miteinander vermittelt sind.⁵⁹

(c) Rombach Verlag

⁵⁷ Eine Notiz Benjamins vom 12. Oktober 1928 bestätigt diese Überlegungen. Es heißt hier: »die Metapher wird schließlich, genau gesehen, die einzig mögliche Erscheinungsform des Dinges. Der Weg zu ihr vorzudringen: leidenschaftliches Spiel mit den Dingen. Auf demselben Wege dringen die Kinder zum Herzen vor« (GS VI, 417). Das Zitat steht im Kontext einer Diskussion mit Bloch und Rethel darüber, in welcher Weise die Dinge auf die sozialen Verhältnisse hinweisen, deren Teil sie sind, in welcher Weise sie also gewissermaßen Metaphern für Gesellschaftliches sind. So klingt hier die oben angeführte Perspektive auf Sprache als Produkt und Ausdruck menschlicher Gemeinschaft wieder an.

⁵⁸ Vgl. dazu im Kontext von *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen*: Menninghaus, Sprachmagie, S. 35–37.

⁵⁹ In *Was ist das epische Theater?* (1) wird die Geste als »Mutter der Dialektik« bestimmt (GS II.2, 530).

KATJA HAUSTEIN

Contagious Photographs Emotive Self-Encounters in Benjamin's Autobiographical Work

»Was ist der Mensch für ein Ding?«¹ – Max Scheler's provocative question points to a central desire of anthropological discourse in 1920s Germany: the desire to define, to categorize, and portray the modern subject in all his facets and to establish possible patterns of social and emotional orientation in a post-war society. In his attempt to reconstruct the intellectual mentality of the time Helmut Lethen argues that one behavioural pattern which increasingly dominated the debate was based on codes of emotional distance.² The general idea was, as Helmuth Plessner notes in 1924, to develop techniques »mit denen sich die Menschen nahe kommen, ohne sich zu treffen, ohne sich durch Gleichgültigkeit zu verletzen«.³ This idea emerged from a fundamental reversal whereby traditionally negative qualities such as anonymity, uprootedness, artificiality, superficiality or distraction were turned into shields against the potentially traumatic repercussions of war and the experience of modern everyday life. It centred on the concept of the »sachliche Mensch«, an artificial figure which assumes, to echo Scheler's opening question, a »reine Trennung von Ding und Gefühl«.⁴

In this essay I wish to discuss Walter Benjamin's notion of modern selfhood against the backdrop of this intellectual climate. Yet rather than analysing some of Benjamin's theoretical works, as Lethen has done, I shall concentrate on Benjamin's autobiographical writings, *Berliner Chronik*, written in 1932, and the two different authorized versions of *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* of 1932/33 and 1938.⁵ Going through these three versions of Benjamin's

¹ Max Scheler, *Mensch und Geschichte* (1926), in: *Philosophische Weltanschauung*, ed. by Maria Scheler, Bern 1968, p. 78.

² Helmut Lethen, *Verhaltensweisen der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt a.M. 1994.

³ Helmuth Plessner, *Grenzen der Gesellschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*, in: *Gesammelte Schriften*, ed. by Günter Dux, 10 vols., Frankfurt a.M. 1981, V, p. 80.

⁴ Frank Matzke, *Jugend bekennt: So sind wir!* (1930). I take this quote from Martin Lindner, *Leben in der Krise. Zeitromane der Neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der Moderne*, Stuttgart 1994, p. 168.

⁵ For an analysis of the theoretical writings, see Helmut Lethen, *Walter Benjamin und die politische Anthropologie der zwanziger Jahre*. Helmuth Plessner, Carl Schmitt und Walter